

Die Antike als prägende Herausforderung europäischer Kultur

Kritische Anmerkungen zur Aufgabe der Klassischen Philologie in Auseinandersetzung mit den Thesen von Jonas Grethlein (Merkur 1/2018)

Von Jörg Dittmer

Auf der Suche nach Europa

Beginnen wir mit Europa – einem Europa, das erkennbar in der Krise steckt! Damit ist nicht primär die wirtschaftliche Situation gemeint, sondern die viel tiefer gehende Frage, welche gemeinsamen Wertvorstellungen gewissermaßen als „nomologisches Wissen“ (Max Weber) assoziiert werden können und sollen, wenn von „Europa“ die Rede ist. Gibt es solche Leitbilder des Europäischen überhaupt? Sind sie in den europäischen Ländern gleich oder zumindest vergleichbar? Wie sind sie jeweils formuliert? Wo gibt es Differenzen? Auf welchen Traditionen beruhen solche Marker einer möglichen europäischen Identität? Oder gibt es dieses Europa gar nicht? Wäre gar schon die Suche nach einer solchen Identität illegitim, weil am Ende ein historisches Konstrukt stehen könnte, das die bestehenden, historisch bedingten Differenzen im Verständnis des Begriffes „Europa“ nach innen gewaltsam nivellieren und zugleich nach außen neue Barrieren des Andersseins errichten würde?

Man könnte die Reihe solcher Fragen beliebig verlängern. Aber es sind keine beliebigen Fragen – sie zielen vielmehr auf das Herz des politisch-sozialen Selbstverständnisses der Europäerinnen und Europäer. Und sie sind legitim, solange sie nicht das Ziel der Ausgrenzung anderer verfolgen; ja sie sind sogar geboten, wenn sie am Ende dazu beitragen, ein mögliches „Modell Europa“ diskursiv so präzise zu konturieren, dass die Füllung des Begriffes „Europa“ nicht der Straße und den virtuellen Stammtischen überlassen bleibt. Zugleich kann es keine bessere Grundlage für ein fundiertes interkulturelles Gespräch geben, als wenn eine reflexive Klärung des Europa-Begriffes auf wissenschaftlicher Grundlage stattfindet. Wenn man im Anschluss daran nicht versäumt, die Ergebnisse solcher theoretischen Bemühungen auch noch in jene gesellschaftlichen Bildungsprozesse einzuspeisen, aus denen sich eine Stärkung des „nomologischen Wissens“ von Europa entwickeln könnte, eines intuitiv werdenden Wissens von Europa und seinen leitenden Wertvorstellungen, das auf diskursiver Reflexivität beruht und sich allmählich habituell verfestigen kann, dann könnte im Verlauf dieses Prozesses bei vielen Bürgerinnen und Bürgern vielleicht ein neues, bewussteres, positiv-wertschätzendes Gefühl der Akzeptanz für dieses Europa heranwachsen. Auch ohne (beispielsweise) den Vertrag von Maastricht gelesen zu haben, könnte besser verstanden sein, dass Europa mehr bedeutet als Reisefreiheit und gemeinsame Währung, mehr auch als eine oft weltfremde und überbordende Brüsseler Bürokratie; dass es im Kern um deutlich mehr geht als um die Normierung der Gurkenkrümmung.

Erwartungen an die Klassische Philologie

Natürlich ist dieses Thema nicht neu. Es gibt eine unübersehbare Flut von Veröffentlichungen allein in den letzten 20 bis 30 Jahren.¹ Auffällig ist jedoch, dass sich nur vereinzelt Stimmen von Seiten der Klassischen Philologie erheben², obwohl Abkürzungen wie „christliches Abendland“ und „antikes Erbe“ immer noch kursieren, um erste grobe Umrisslinien Europas zu skizzieren. „Athen, Rom und Jerusalem“ – im geistigen Erbe dieser drei Städte wird zwar gerne in raschem Zugriff die Grundlage Europas vermutet. Doch natürlich wird die Sache deutlich komplizierter, wenn man sich den griechischen und lateinischen Texten dann etwas näher zuwendet ...

Die Erwartungen sind also groß, wenn ein junger Klassischer Philologe wie Jonas Grethlein, noch keine 40 Jahre alt und schon vielfach preisgekrönter Shooting Star seines Faches, die Frage nach der Legitimation der antiken Texte und der sie bearbeitenden Klassischen Philologie aufgreift und dabei den Begriff des „nächsten Fremden“ problematisiert, mit dem Uvo Hölscher³, einer seiner Vorgänger in Heidelberg, den Beitrag der Antike vor nunmehr über 50 Jahren prägnant und prominent zu formulieren versucht hatte.

Jonas Grethlein und das „nächste Fremde“ – eine Metakritik

1. Das Klassische der Antike als das prägend Herausfordernde der europäischen Kultur

Gleich zu Beginn seiner Ausführungen⁴ weist Grethlein zustimmend und geradezu erleichtert darauf hin, dass die Antike als „klassisches Altertum“ nun selber längst Geschichte sei: „Das klassische Altertum ist schon seit langem entzaubert und zur griechisch-römischen Antike geworden. Man muss weit zurückgehen, um ernsthafte Versuche aufzuspüren, antiker Kunst und Literatur den normativen Charakter des Klassischen zuzusprechen und die platonische Trias des Guten, Schönen und Wahren wiederzubeleben.“

Zutreffend beschreibt Grethlein in diesem ersten Satz, dass manche idealisierende und idealisierte Vorstellungen von der Antike, wie sie z. B. in den Antike-Rezeptionen der deutschen Klassik entwickelt wurden, im Zuge historisch-kritischer Forschung als unrichtig erwiesen und insofern obsolet geworden seien. Doch man wird hier gleich einwenden dürfen, dass der Klassischen Philologie sehr verschiedene Aufgaben zukommen im Hinblick auf die von ihr betreuten Texte. Gewiss: Sie muss zunächst einmal die Handschriften lesen und die Autoren in kritischen Ausgaben verfügbar machen; sie muss diese Zeugnisse um das papyrologische und epigraphische Material ergänzen; sie muss interdisziplinär auch mit Nachbardisziplinen wie der

¹ Um nur einige Beispiele herauszugreifen: Wulf Köpke, Bernd Schmelz (Hg.), *Das gemeinsame Haus Europa*, München 1999; Hans Joas, Klaus Wiegandt (Hg.), *Die kulturellen Werte Europas*, zuerst Frankfurt 2005; Pim den Boer u.a. (Hg.), *Europäische Erinnerungsorte*, 3 Bde., Oldenbourg 2011 ff.

² Vgl. etwa Friedrich Maier, *Der Westen im Aufbruch - antike Brücken nach Europa*, hg. von Rudolf Henneböhl, Bad Driburg 2015

³ Uvo Hölscher, *Das nächste Fremde. Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne*, hg. von J. Latacz und M. Kraus, München 1994; darin das „Selbstgespräch über den Humanismus“, ein Vortrag, dessen Anfänge auf das Jahr 1962 zurückgehen.

⁴ Jonas Grethlein, *Die Antike – das „nächste Fremde“?*, in: *Merkur*, Januar 2018, 72. Jahrgang, Heft 824, S. 22-35

Archäologie, der Religionswissenschaft oder der Philosophie zusammenarbeiten bzw. deren Ergebnisse einbeziehen; sie muss – und das wird immer wichtiger – ihre Interpretationsverfahren durch die Aufnahme literaturwissenschaftlicher Arbeitsweisen methodisch verfeinern und arrondieren, um nur einige wichtige Punkte zu nennen. Aber sie darf darüber nicht vergessen, dass gerade die „großen“, klassischen Texte ihres Arbeitsbereiches immer auch eine appellative Funktion haben. Sie haben nicht nur einen „inneren“ Sinn, der kontextuell geklärt und herausgearbeitet werden muss, sondern sie haben auch eine Botschaft, sie wollen ihre Hörer und Leser erreichen, sie haben eine Bedeutung über den Ort und die Zeit ihrer Entstehung hinaus. Genau deswegen, weil diese Texte als „groß“ und bedeutsam verstanden wurden, sind sie über Jahrhunderte unter großen Mühen und mit hohem materiellem Aufwand immer wieder abgeschrieben, gelesen und in sehr unterschiedlicher Weise rezipiert worden. Eine Klassische Philologie, die sich vielleicht noch mit dieser Wirkungsgeschichte beschäftigt, aber weitgehend darauf verzichtet, diese appellative Bedeutung ihrer „großen“, klassischen Texte, ihr utopisch-normatives Potential auch für die Diskurse der eigenen Gegenwart immer wieder neu fruchtbar zu machen, vernachlässigt einen entscheidenden Teil ihres Zuständigkeitsbereiches und wird ihrer Aufgabe als Vermittlerin der Bedeutungsdimension ihrer Texte nicht mehr gerecht. Damit wird *nota bene* nicht gesagt, dass die fachwissenschaftliche Einzelforschung überflüssig wäre; man kann nur dankbar sein für ihre Ergebnisse und wird respektieren, dass sie vom Volumen und der Frequenz der Veröffentlichungen her immer den Löwenanteil für sich beanspruchen wird. Aber wenn sie so weitgehend wie in den letzten Jahrzehnten darauf verzichtet, sich in die öffentliche Debatte über gesellschaftliche, politische oder philosophische Themen einzubringen, betreibt sie eine Form von Selbststerilisierung, wird im öffentlichen Diskurs kaum mehr wahrgenommen und darf sich über die daraus resultierende Marginalisierung nicht wundern. Die Klassische Philologie, noch am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine führende Geisteswissenschaft Europas, droht, wenn sie dieser Aufgabe nicht mehr nachkommt, endgültig zu einer Art Orchideenfach zu verkommen, mit in der Folge dann auch schwindender materieller Ausstattung an den Universitäten.

Vielleicht helfen ein paar Beispiele, um das Gesagte zu verdeutlichen. Genaue Analysen der Texte könnten etwa zeigen, dass sich die Vertreter der deutschen Klassik in vielerlei Hinsicht ein falsches Bild von den Mechanismen und dem Funktionieren der attischen Demokratie gemacht haben – aber solche Erkenntnisse der Einzelforschung sagen eben nichts aus über die Frage, ob die von den Griechen in Athen entwickelte Form der politischen Herrschaft als „Demokratie“ prinzipiell auf unsere normative Zustimmung trifft oder nicht und in welcher Hinsicht ihre fundamentalen Gedanken heute noch anregend wirken können – oder eben auch nicht. Während es bei den Einzelfragen historisch-kritischer Forschung also um die vermutete, wenn auch nie abschließend erhebbare Statusbeschreibung des „Ist“-Zustandes geht, gibt es darüber hinaus bei jedem Sachverhalt von größerer Bedeutung und mit normativen Implikationen immer auch die Möglichkeit und in gewissem Sinne sogar die Verpflichtung, sich ihm gegenüber zustimmend, ablehnend oder modifizierend zu verhalten, um dem implizit enthaltenen normativen Bedeutungspotential der Texte gerecht zu werden. Die ihrerseits vielfach bedingte Einzelaussage über das „Ist“ sagt also noch nichts aus über die „Soll“- oder „Soll nicht“- Dimension in Relation auf den erforschten Gegenstand. Implizit zu behaupten, weil bestimmte einzelne Fakten nicht richtig erfasst wurden, dürften generell auch keine zustimmenden oder ablehnenden, also wertenden Akte mit Bezug auf weitere Kontexte vollzogen werden, ist in dieser allgemeinen Form nicht haltbar und zeugt von einer Kategorienverwechslung. Wenn ich, um ein weiteres

Beispiel zu nennen, die Schlacht von Marathon auf die im Inneren der Kämpfer ablaufenden biochemischen Prozesse oder auf strategische oder taktische Maßnahmen der Befehlshaber reduziere, erhalte ich kein zutreffendes Bild mehr von der (durchaus problematisierbaren) historischen Bedeutung dieser Schlacht für Griechenland und für Europa; die beiden erstgenannten hermeneutischen Zugriffe können also zwar sehr unterschiedliche und vielleicht auch „richtige“ Antworten generieren, können uns aber die im historischen Kontext offensichtlich viel bedeutsamere Frage nicht ersparen, welche „Erzählung“, welches Narrativ wir heute selber von dieser Begebenheit erzählen oder hören möchten, weil wir sie für wichtig und richtig halten. Eine Geisteswissenschaft, die nur noch dekonstruiert, statt gelegentlich auch mal ein neues Narrativ, eine „große Erzählung“ zu wagen, bleibt defizient.

Der Anspruch des „Klassischen“ wäre dann allerdings anders zu beschreiben, als Jonas Grethlein es für sich anzunehmen scheint: Das Klassische muss nicht verstanden werden als etwas, was uns in irgendeiner Weise inhaltlich festlegt und auf unangenehme Weise in unserer eigenen Entfaltung normativ behindert oder einschränkt, sondern es könnte eher als dasjenige beschrieben werden, was uns Fragen von existentieller Tragweite stellt, denen zu begegnen und die zu beantworten uns erst zu freien Persönlichkeiten machen kann und denen wir nur um den Preis einer zunehmend diffuser werdenden Eigenpersönlichkeit ausweichen können. Oder soll man es wirklich für wünschenswert halten, dass Menschen darauf verzichten, sich selber in historisch reflektierter und wissenschaftlich begründeter Art und Weise auch normativ selber im Leben immer wieder neu zu verorten? Auf diese nicht nur rhetorische Frage würde uns innerhalb des europäischen Kulturkreises z. B. die – im weltweiten Kontext mitnichten selbstverständliche! – Antwort zugespielt, dass wir als politische Lebewesen vielleicht lieber nicht allzu stromlinienförmig werden sollten; wir erhalten den Input, darüber nachzudenken, was *arete* oder *virtus* für uns bedeuten könnten und was diese antiken Konzepte in all ihrer pluriformen und sich historisch entwickelnden Gestalt z. B. vom modernen Leistungsbegriff unterscheidet. Man braucht nur die Gefallenenrede des Perikles bei Thukydides zu lesen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sorgfältig hier die Interessen des eigenständigen Einzelnen in ihrer Relation zu den Interessen des Gemeinwesens betrachtet werden. Und man muss daher auch nicht, wie Grethlein schreibt, „weit zurückgehen, um ernsthafte Versuche aufzuspüren, antiker Kunst und Literatur den normativen Charakter des Klassischen zuzusprechen und die platonische Trias des Guten, Schönen und Wahren wiederzubeleben.“ Denn es gibt diese Versuche völlig zurecht bis auf den heutigen Tag in dem oben beschriebenen Sinn einer geistigen *challenge* durch das Klassische, und wir täten auch gut daran, wenn wir die platonische Trias des Schönen, Wahren und Guten nicht einfach mit einem mokanten Seufzer in den Gulli der Geschichte spülen würden, sondern begriffen, dass es an uns liegt, die Frage nach dem, was schön, was wahr und was gut ist, immer wieder neu zu stellen und neu mit Inhalten zu füllen. Oder sollte das gerade in Zeiten von *fake news* überflüssig geworden sein?

Natürlich gibt es bei der Antike-Rezeption „*no simple list of dos and don'ts*“, wie Grethlein (S. 25, Mary Beard zitierend) zutreffend feststellt; das ist eine vergleichsweise banale Erkenntnis, denn das wussten auch unsere eigenen aufgeklärten Klassiker schon, als sie ganz bewusst diejenigen Elemente aus dem antiken Erbe für sich herausgefiltert haben, die sie – z. B. im Zuge politischer Umgestaltungen wie der Französischen Revolution – für zielführend und ergiebig hielten. Wäre es dann aber nicht die vornehmste Aufgabe der Klassischen Philologie, mit der überlegenen Deutungsmacht ihrer Wissenschaft aus dem von ihr bearbeiteten Fundus hochgradig

reflexiver Texte, die ihren klassischen Charakter zeigen durch ihre Fragen und ihre Befragbarkeit auf aktuelle Probleme hin, einen Diskussionsbeitrag zu leisten z. B. für jene eingangs benannten tiefgreifenden Diskurse, die nach Europa fragen auf der Suche nach Orientierung? Natürlich – das sei noch einmal gesagt – nicht in dem Sinne, dass uns „die Alten“ irgendetwas vorschreiben, aber doch in dem Sinne, dass sich aus den Texten und Deutungsangeboten griechischer und römischer Autoren etwas zeigen und gewinnen lässt, was uns hilft, unsere eigenen Fragen zu klären und uns in ersten Antworten zu orientieren.

Man könnte und sollte sich einmal fragen, warum es selbst einem oft als Orchideenfach geltenden Fachbereich wie der Ägyptologie gelingt, etwa in und mit den Werken von Jan Assmann (auch er ein Heidelberger) über die notwendige und unverzichtbare Einzelforschung hinaus gewichtige Beiträge zu den heute so stark diskutierten Fragen der Erinnerungskultur zu leisten (ja sie sogar zu einem guten Teil inauguriert zu haben), während die Klassische Philologie trotz ihrer bisher viel reicheren Ausstattung an den Universitäten seit Jahrzehnten nur noch sehr punktuell Beiträge von vergleichbarer Brisanz und Reichweite produziert hat.⁵ Könnte das damit zusammenhängen, dass man vergessen hat, dass es zum Aufgabenbereich geisteswissenschaftlicher im Unterschied zu naturwissenschaftlicher Forschung gehört, eben nicht nur fachwissenschaftliche Einzel- und Grundlagenforschung zu betreiben, sondern dass man immer auch aufgerufen ist, wenigstens hier und da Bausteine zum Prozess des sich stetig wandelnden Selbstverständnisses der eigenen Gegenwart beizutragen? Müsste die Klassische Philologie daher nicht verstärkt wieder Fragestellungen aufnehmen, die Deutungsangebote für Fragen der Gegenwart in den Blick nehmen und das tiefere historische Verständnis einer aktuellen Problematik ermöglichen? Wenn die Grenzen der wissenschaftlichen Arbeit in der Klassischen Philologie so fachwissenschaftlich-eng gezogen werden, dass kein politisch-gesellschaftlich relevanter Output mehr zustande kommt oder auch nur intendiert wird, wird man sich mit Recht fragen dürfen, ob bloße Besitzstandswahrung auf die Dauer genügen wird, um ihre Stellung an den Universitäten zu behaupten. Noch lebt diese nicht zuletzt von dem Auftrag, Latinisten und (leider in weit geringerem Maße) Gräzisten für die Schule auszubilden.

Doch zurück zu Grethleins Text.

2. „Klassische“ Philologie als bleibende Option

Zum ersten Kronzeugen in seiner Rolle als „Totengräber des klassischen Altertums“ (S. 22) macht Grethlein mit lustvoller Ironie den klassischen Philologen Nietzsche, der gegenüber dem „furchtbar-schönen Gorgonenhaupt der Klassik“ (Nietzsche) auf „die vitale Abgründigkeit der griechischen Kultur“ (Grethlein ebd.) hingewiesen und damit „die edle Einfalt und stille Größe, die Winckelmann und seine Jünger in antiken Statuen sahen“ (ebd.), begraben habe. Woher Nietzsche bei diesem Zitat seine normative Geltung beziehen darf, verrät Grethlein uns nicht; darüber, ob Nietzsche hier einen obsoleten Klassikbegriff vertritt, wird auch nicht weiter nachgedacht, obwohl gerade Nietzsche diesen an anderer Stelle schon viel weiter und offener

⁵ Für die Möglichkeit einer produktiven Aufnahme und Weiterführung philosophischer Positionen der Antike wäre auf die zahlreichen Veröffentlichungen von Martha Nussbaum zu verweisen, die sich selbst als Aristotelikerin bezeichnet und inzwischen mit über 30 Ehrendokortiteln ausgezeichnet wurde.

fasst, nämlich in der Einleitung zur zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. Dort heißt es: „Ich wüsste nicht, was die klassische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäß – das heißt gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zugunsten einer kommenden Zeit – zu wirken.“ (bei Grethlein S. 23 f., wobei er die Parenthese ohne Kennzeichnung auslässt). Mit dieser zweiten Position aber vertritt Nietzsche einen zukunftsweisenden Arbeitsauftrag für die Klassische Philologie und wird daher wohl kaum zu Recht von Grethlein als ihr Totengräber in Anspruch genommen. Ähnliches gilt für den nun als nächstes in herablassendem Ton erwähnten „wilhelminischen Staatsphilologen Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff“, dessen positivistischer Stoffhuberei „letztendlich der klassische Kanon zum Opfer“ (22) gefallen sei. Kein Wort kommt von Grethlein zu dem Faktum, dass auch Wilamowitz (trotz seines gegenüber Nietzsche positivistischen Wissenschaftsverständnisses) z.B. mit seinem zweibändigen „Griechischen Lesebuch“ versucht hat, den Begriff des Klassischen in einer erneuerten, erweiterten Form zu verstehen und so auch für die Schule fruchtbar zu machen.

Zu Werner Jaegers Versuch eines „Dritten Humanismus“ heißt es nur lapidar, „die Barbarei des nationalsozialistischen Deutschland“ habe ihm und damit dem klassischen Bildungsideal (das nicht näher erläutert wird) „jegliche Legitimität“ geraubt. (ebd.) Dass damit keine auch nur ansatzweise befriedigende Würdigung der Person und der Leistung Werner Jaegers⁶ gegeben ist, der wegen der Nationalsozialisten nach Amerika emigriert ist, versteht sich von selbst. Dass es nach den ja auch seelischen und geistigen Verwüstungen durch Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg Anknüpfungsversuche im Sinne eines christlichen Humanismus gab, bleibt unerwähnt. Dass große Klassische Philologen, um nur einige wenige zu nennen, wie Wolfgang Schadewaldt und Bruno Snell (bes. mit seiner „Entdeckung des Geistes“) sich nicht gescheut haben, immer wieder in großen und kleinen Veröffentlichungen auf mannigfache und für ihre Gegenwart fruchtbare Weise Brücken zwischen Antike und Moderne zu schlagen, wird ebenfalls nicht erwähnt. Es passt offenbar nicht in Grethleins langsam deutlicher werdendes eigenes Narrativ von einer Klassischen (?) Philologie, die sich – selbstverständlich interdisziplinär ausgerichtet und unter Verwendung modernster Hilfsmittel und gewappnet mit allen „Finessen von Semiotik und Poststrukturalismus“ (23) – vor allem mit ihren eigenen, fachimmanenten Fragestellungen zu beschäftigen habe und ansonsten am besten alles lässt, wie es ist. Es ist zum Verzweifeln: Eine Wissenschaft, die für die großen Ursprungstexte Europas zuständig ist, leistet hier geradezu programmatisch weitgehenden Verzicht auf den Transfer von Erkenntnis in die eigene Gegenwart im Sinne einer Konstitution von Kontrasterfahrung, entzieht den Zeitgenossen damit in einer Phase großer Verunsicherung in allen Lebensbereichen durch die exorbitante Beschleunigung aller Lebensverhältnisse das seit 2000 Jahren bewährte Mittel einer historisch-hermeneutischen Selbstvergewisserung und betreibt damit im Angesicht drängender Herausforderungen eben jene freiwillige Selbststerilisierung, von der oben schon die Rede war.

Man ist vor dem Hintergrund einer solchen Aussageverweigerung nicht mehr überrascht, wenn sich Grethlein auch angesichts der Herausforderung durch Schule und Lehrerbildung eher etwas unwohl zu fühlen scheint. Statt die Kolleginnen und Kollegen an der Schule argumentativ

⁶ Vgl. Werner Jaegers immer noch großartiges und lesenswertes Werk: Paideia. Die Formung des griechischen Menschen, 3 Bde., Berlin/Leipzig³1954

zu stützen und zu schützen – es ist ja nicht leicht, in Zeiten von intellektuellem Fastfood für die mühevoll geistige Nahrungsaufnahme in den alten Sprachen und den Wert von Slowfood zu werben! – , ist Grethleins Artikel immer wieder von entsprechenden herabsetzenden Bemerkungen durchzogen. Da ist die Rede von den „Parolen“, mit denen „Latein- und Griechischlehrer auf Elternabenden für ihre Fächer werben“ (22), vom „litaneiartigen Herunterbeten von Begriffen, die aus dem Lateinischen und Griechischen stammen“ (ebd.), von dem „*ad nauseam* vorgetragenen Credo vom griechischen Ursprung der Philosophie und der römischen Prägung unseres Rechtssystems“ (ebd.) Ziemlich unfair! Denn um Werbung braucht sich natürlich ein universitär wohlbestallter Professor, der seine wissenschaftliche und wirtschaftliche Existenz nicht zuletzt der Lehrerausbildung verdankt, keine Sorgen zu machen. Dass dabei Parolen verwendet werden müssen, ist unvermeidlich und nicht zu kritisieren. Dass dann Begriffe wiederholt werden, ist solange erlaubt und legitim, wie an ihnen und durch sie etwas erklärt und verdeutlicht werden kann. Und warum, bitte, findet es Jonas Grethlein übelkeitserregend, wenn in solchen Kontexten auf den griechischen Ursprung der europäischen (!) Philosophie hingewiesen wird oder auf die römische Prägung unseres Rechtssystems? Wird etwas durch Wiederholung schon falsch? Das gilt ja noch nicht einmal in der Wissenschaft! Und wäre es nicht eher seine Sache als Klassischer Philologe, alternative Formulierungen anzubieten, wenn ihm anderes als nicht mehr brauchbar erscheint? Es ist ein weit verbreiteter Irrtum der universitären Klassischen Philologie, dass die Fragen der „Anwendung“ der Texte und ihrer Bedeutung für die Gegenwart in die zweite Phase der Lehrerausbildung gehören. Wer diese Art zu fragen und zu denken nicht schon im Studium erlebt hat und davon in gewisser Weise auch selber belebt worden ist, wer auf diesem Feld nicht durch Vorbilder, die in ihrem wissenschaftlichen Kontext weitere Räume durchschritten und einen weiteren Horizont gewonnen haben, sensibilisiert und inspiriert wurde, wird es auch im Referendariat und später im schulischen Alltag mit seinen vielen Herausforderungen sehr schwer haben, seinen/ihren Unterricht in den alten Sprachen im Kontakt mit den Fragen und Problemen der eigenen Gegenwart so zu gestalten, dass jener berühmte Funke überspringt und jene Prozesse geistigen Wachstums in Gang gesetzt werden, um die es jenseits von Grammatik und Vokabeln ja eigentlich geht.

3. Die Problematisierung des „nächsten Fremden“ bei Grethlein

Im Fortgang von Grethleins Text gibt es zwar jetzt ein erstes Raunen von der „Präsenz der Antike in der Gegenwart“ (22) und von der „anhaltenden Signifikanz der Antike“ (23), doch statt nun den Begriff des Klassischen, den unser Klassischer Philologe ironischerweise für endgültig diskreditiert hält, schärfer zu fassen, wie wir es oben versucht haben, wendet er sich der Auseinandersetzung mit Uvo Hölschers bekannter Formel von der Antike als dem „nächsten Fremden“ zu, deren bloße Nennung jede Diskussion „gewöhnlich unter gefälligem Murmeln und konsensuellem Nicken“ beende und die „die Vertreter des Deutschen Altphilologenverbandes ... wie eine Monstranz vor sich hertragen.“ (23) Hölscher hatte mit dieser Formel im Unterschied zur deutschen Klassik primär nicht das Vertraute, sondern eher das Trennende, Fremde der antiken Lebenswelten und -entwürfe betont, zugleich aber herausstellen wollen, dass diese uns um vieles näher und vertrauter seien als etwa der indische oder chinesische Kulturkreis: „Die antike Welt sei uns hinreichend fremd, um unsere Denkgewohnheiten infrage zu stellen, und zugleich nahe genug, um relevant zu sein“, wie Grethlein es kurz zusammenfasst (23)

In der Tat wurde diese wohlbedachte Formulierung Hölschers im Laufe der Zeit zu einer bewährten Formel, die vom Deutschen Altphilologenverband gewiss auch etwas zugespitzt mit „Zukunft braucht Herkunft“ oder „Rückblick für mehr Durchblick“ reformuliert wurde; eine kritische Auseinandersetzung damit nach über 50 Jahren ihres Wirkens ist also durchaus berechtigt. Dabei hebt Grethlein zunächst den „dialektischen Charakter“ (23) von Hölschers Formulierung positiv hervor, die mal mehr den Pol des Fremden, mal mehr den des Vertrauten betonen könne. Er lobt, dass Hölscher im Sinne Nietzsches die Fremdheit der Antike betont habe, auch in Abwehr unzulässiger Instrumentalisierungen der Antike in der jüngeren deutschen Geschichte; er tadelt Melanie Möller dafür, dass sie trotz Anschluss an Hölscher im Gegenzug eher die Nähe und Aktualität antiker Texte betont und sie als zentralen Baustein einer möglichen europäischen Identität bezeichnet; und er lobt die vorsichtigeren Formulierungen der schon erwähnten Mary Beard, „wenn sie den möglichen Beitrag der Altertumswissenschaftler zur Gegenwartsdiagnose taxiert. Das Nachwirken der Antike sei zu stark, als dass man sie ohne Schaden ignorieren könne ...“ (25). Im Anschluss an den Bericht über diese ganz unterschiedlichen Inanspruchnahmen von Hölschers Formulierung weist die weitere Argumentation Grethleins dann m. E. schlüssig auf Unschärfen und die Missverständlichkeiten in Hölschers Formulierung hin. Er erwägt (im Anschluss an den Mediävisten Hoexle) zunächst die Möglichkeit, ob nicht das Mittelalter der Gegenwart zeitlich viel näher, zugleich aber auch fremder und also das eigentlich „nächste Fremde“ sei; die naheliegende „klassische“ Umkehrfrage, inwiefern und warum uns das 5. Jahrhundert vor Christus dann weniger fremd sei, obwohl es zeitlich weiter entfernt ist, stellt er dabei aber bezeichnenderweise nicht. Wichtiger im Hinblick auf die Unschärfen der Formulierung Hölschers ist aber sicher Grethleins Hinweis, dass im Zeitalter des iPhones längst die Lebenswelten des heutigen Indien und China per Mausclick zu dem neuen „nächsten Fremden“ geworden seien: „Wer nicht das Glück oder Unglück gehabt hat, eines der im Schwinden begriffenen humanistischen Gymnasien zu besuchen, dürfte das Oszillieren zwischen der Relevanz verbürgenden Vertrautheit und der Fremdheit, die neue Perspektiven eröffnet, eher im gegenwärtigen Asien oder auch Nordamerika suchen als in der griechisch-römischen Antike. Führte die Bildungsreise den Abiturienten vor fünfzig Jahren noch per Anhalter und mit der *Ilias* im Rucksack nach Athen, fliegt er heute in die Economy Class von Air China gequetscht nach Beijing.“ (26)

Hölschers Formulierung, soviel wird deutlich, bleibt also einerseits in einer etwas schillernden Weise zutreffend und kann die spannungsreiche Nähe-Ferne unseres antiken Erbes begrifflich auf den Punkt bringen, will und muss dafür aber, bedingt vor allem durch die Veränderungen unserer kulturellen Lebenswelt, selber gedeutet werden. Jonas Grethleins kritische Anfrage, ob sich die Formulierung Hölschers angesichts ihrer eigenen Erklärungsbedürftigkeit daher noch sinnvoll und nutzbringend verwenden lässt, führt mithin zu einem ambivalenten Ergebnis: man kann – aber man muss sie dann erklären; und es ist die Frage, ob das Sinn macht.

Plädoyer für einen neu verstandenen Klassikbegriff in einem von der Antike geprägten Europa

Grethleins weiteren Ausführungen auf der Suche nach einem neuen Ansatz brauchen wir hier nicht mehr *en détail* zu folgen, denn er verfehlt mit seinem nun folgenden eigenen Lösungsvorschlag zur Legitimation der alten Sprachen und der Klassischen Philologie auf

geradezu groteske, aber auch nicht mehr ganz überraschende Weise sein Ziel. Er arbeitet zwar zunächst in luziden Ausführungen anhand von drei Beispielkomplexen heraus, dass die Texte der drei großen Tragiker, das Geschichtswerk des Thukydides und die philosophischen Dialoge Platons durch ein außerordentlich hohes Maß an Reflexivität und Diskursivität bestimmt seien; und dem kann man nur zustimmen und sich einfach daran freuen, mit welcher profunder Sachkenntnis Grethlein ganz als Anwalt der alten Texte sehr unterschiedlichen und mitunter recht problematischen Rezeptionen, die im Falle des Thukydides bis ins amerikanische Verteidigungsministerium führen, mit wohltuenden Differenzierungen entgegentritt. Ob seine geradezu *ad nauseam* (!?) wiederholten und der Sache nach längst bekannten Hinweise auf die hohe Reflexivität und Diskursivität und auf das hohe Formbewusstsein der antiken Texte aber genügen werden, um auch nur einige wenige junge Europäerinnen und Europäer hinter dem Ofen hervorzulocken, muss leider ernsthaft bezweifelt werden.

Denn auch hier lässt sich das „China-Argument“ einsetzen, nur diesmal gegen Grethlein: Warum eigentlich sollten wir uns noch mit den schon allzu oft von unseren Müttern und Vätern durchgearbeiteten antiken Texten beschäftigen, wenn doch auch die – mit einem Mausklick erreichbaren – Texte der klassischen arabischen, indischen oder chinesischen Literatur einen hohen Reflexivitäts- und Diskursivitätsgrad aufweisen? – Wer genau hinhört, spürt an dieser Stelle die ungeheure Verkürzung, die Grethlein trotz oder sogar wegen all seiner unbestrittenen philologischen Kompetenz vornimmt. Nur an einer winzigen Stelle seines Textes gesteht er mit spürbarem Widerwillen ein, dass es auch noch eine relevante historische Dimension gibt, die begründet, warum uns die antiken Texte eben doch näher sind und bleiben werden als alle anderen außereuropäischen, nämlich wenn er sagt: „es gibt nun einmal eine kulturelle Tradition, man mag es begrüßen oder verdammen.“ (26) Das ist nun zwar ein ziemlich dünnes Eingeständnis der machtvollen Realität unserer gewachsenen europäischen kulturellen Tradition – aber immerhin, es ist eine; noch scheint auch bei Jonas Grethlein die literaturwissenschaftlich-horizontale Betrachtungsweise nicht ganz die historisch-vertikale Dimension verdrängt zu haben.

Fassen wir am Schluss noch einmal zusammen und führen den Gedanken ein Stück weiter:

1. Es hat den Anschein, als ob Jonas Grethlein zu einer heute nicht selten anzutreffenden Wissenschaftler-Generation unter den Klassischen Philologen gehört, die mit dem Begriff des Klassischen eigentlich nichts mehr anfangen kann oder will. Es bleibt unklar, ob und – wenn ja – in welchem Sinne er sich überhaupt noch selber als Klassischen Philologen begreift. Daher mag es hier erlaubt sein, an eine kritische Mahnung Uvo Hölschers aus seiner Antrittsrede vor der Heidelberger Akademie im Jahr 1969 zu erinnern: „Mit Skepsis sehe ich unter den Jüngeren eine neue Methodenzuversicht, einen fachlichen Perfektionismus, einen Positivismus zweiten Grades sich geltend machen. Ich bekenne mich demgegenüber weiterhin zu der Überzeugung, dass die Zukunft der klassischen Studien, ihr Zusammenhang mit der Schule und ihr mögliches Überdauern in einer radikal veränderten Gesellschaft an der Verpflichtung hängt, die unsere Wissenschaft gegen die Interpretation der ‘großen Texte’ fühlt.“⁷

⁷ Nachgedruckt in: Uvo Hölscher, Das nächste Fremde. Von Texten der griechischen Frühzeit und ihrem Reflex in der Moderne, hg. von J. Latacz und M. Kraus, München 1994, 397.

2. Zielführender und besser als der weitgehend ahistorisch argumentierende Weg Grethleins, der versucht, die Legitimationsfrage der alten Sprachen im Unterricht und der universitären Klassischen Philologie lediglich durch den Verweis auf die besondere Qualität der Texte zu klären, ohne die von ihnen ausgehenden Wirkungs- und Rezeptionslinien und ihren appellativen Charakter als *challenge* an die Gegenwart zu berücksichtigen, wäre – so scheint mir – eine erneute vertiefte Auseinandersetzung mit dem Begriff des Klassischen. Grethleins Abkehr von einem in seinen Augen diskreditierten Begriff des Klassischen erklärt sich wohl, wie oben schon angedeutet, aus einem m. E. unnötig verkürzten Begriff des Klassischen, das mit der Vorstellung des Idealierten konnotiert und als normativ und einengend erlebt wird.
3. Demgegenüber könnte und sollte man sich klar machen, dass sich das Klassische als dasjenige beschreiben lässt, was über alle Fremdheit und Vertrautheit hinweg Fragen von existentieller Bedeutung an uns stellt und sich stellen lässt, Fragen, die uns herausfordern und die uns frei und selbstbestimmt machen können, wenn wir uns nicht vor ihnen wegducken. Das Klassische ist – ohne die von früher vertraute automatische Koppelung an bestimmte historische Epochen – gerade dadurch charakterisiert, dass es Fragen stellt und Antworten anbietet, die wegen ihrer Direktheit und Komplexität zugleich in der gesamten europäischen Geschichte immer oder doch immer wieder in prägender Weise das Denken herausgefordert haben und die ihre klärend-befreiende Kraft auch heute, diesmal aber für Leserinnen und Leser aller Kulturen, zur Verfügung stellen können.
4. In gewisser Weise konstituiert sich also „das Klassische“ durch unseren rezipierenden Zugriff, durch die Art und Weise, wie wir mit welchen Fragestellungen auf welche Texte zugreifen und sie neu kontextualisieren, partiell jeweils neu, verändert und entwickelt sich zumindest, und das eigentlich Erstaunliche ist, dass sich für solche Rezeptionsprozesse über die Jahrhunderte hinweg bestimmte Texte aufgrund ihrer besonders komplexen geistigen und formalen Struktur eben doch immer wieder aus sich selbst heraus empfohlen haben.
5. Diese Texte weiterhin hörbar zu machen und sie zum Sprechen zu bringen auch für unsere heutige Zeit, darin scheint mir mehr denn je die vornehmste Aufgabe der Klassischen Philologie zu bestehen. Als Sachwalterin der hoch-diskursiven und hoch-reflexiven griechischen und lateinischen Texte sollte sie nicht nur deren formalen Reichtum, sondern auch ihre fordernden Inhalte in Erinnerung rufen und in aktuelle Debatten einblenden. Dann könnten sie uns, wenn wir sie daraufhin befragen, nicht zuletzt auch Aufschluss geben über das gegenwärtig so zentrale Thema, was Europa in seinem geistigen Kern ausmacht oder ausmachen kann. Denn diese Texte sind einerseits durch immer neue Rezeptionen in die geistige DNA Europas eingeschrieben – das macht ihre historisch bedingte klassische Geltung aus; und sie stehen andererseits auch uns noch offen für eine nicht nur formale, sondern auch inhaltliche Rezeption. In einem zunehmend multikulturellen und multireligiösen Europa können sie damit als gemeinsame Basis des Europäischen sogar wieder erheblich an Bedeutung gewinnen.

Jörg Dittmer, Akademischer Direktor

Dozent für Klassische Philologie an der Augustana-Hochschule, Neuendettelsau

Anschrift: Heuweg 23, 91564 Neuendettelsau

E-Mail: joerg.dittmer@augustana.de